

(Nachdruck verboten.)

32]

Foma Gordjefew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Bassa hüllte Swanzew's Hals in einen Schal ein. Er stand unzufrieden, mit gerunzelter Stirne und launisch aufgeworfenen Lippen vor ihr, und seine Waden zuckten. Foma ekelte es, sie anzublicken, und er ging auf das andre Floß. Es wunderte ihn, daß alle diese Menschen sich so gebardeten, als hätten sie das Lied gar nicht gehört. Es lebte in seiner Brust und rief darin den unruhigen Wunsch hervor, etwas zu thun, von etwas zu sprechen. Doch er hatte niemand, mit dem er sprechen konnte.

Die Sonne war schon untergegangen, und die Ferne hüllte sich in blauen Nebel. Foma blickte hin und wandte sich um. Er hatte keine Lust, mit diesen Menschen in die Stadt zu fahren, er wollte auch nicht mit ihnen da bleiben. Sie gingen noch immer mit ungleichen Schritten auf dem Floß hin und her, wankten dabei und murmelten zusammenhanglose Worte. Die Frauen waren nüchterner als die Männer, nur die Rothhaarige konnte sich lange nicht von der Bank erheben und erklärte, als es ihr endlich gelang:

„Nun bin ich aber betrunken.“

Foma setzte sich auf einen Baumstumpf, nahm die Hacke auf, mit welcher der Bauer das Holz für den Scheiterhaufen zerkleinert hatte, und begann damit zu spielen, indem er sie in die Höhe warf und auffing.

„Ach Gott, wie abgeschmackt das ist!“ ertönte Swanzew's launischer Ausruf.

Foma fühlte, daß er ihn haßte — ihn und alle außer Sascha, die ein unbestimmtes Gefühl der Bewunderung und der Angst, sie könnte etwas Unerwartetes und Furchtbares thun, in ihm herbortief.

„Rindvieh!“ schrie Swanzew quietfchend auf, und Foma sah, daß er den Bauer vor die Brust stieß, worauf dieser demütig die Mütze zog und beiseite ging.

„Dummkopf!“ schrie Swanzew, indem er hinter ihm her schritt und mit der Hand ausholte.

Foma sprang auf und sagte laut und drohend:

„Du! Rühr ihn nicht an!“

„Wa—as?“ und Swanzew wandte sich zu ihm um.

„Stjepan, komm her!“ rief Foma.

„Du Bauer!“ warf Swanzew geringschätzig hin, indem er Foma anblickte.

Foma hob die Schultern und machte einen Schritt auf ihn zu. . . . Und plötzlich leuchtete in seinem Kopf ein Gedanke hell auf. Er lächelte schadenstroh und fragte Stjepan leise:

„Ist der Ringwirbel an drei Stellen befestigt?“

„Wie sollte es sonst sein?“

„Schneide die Stricke durch!“

„Aber was dann?“

„Schweige! Schneide!“

„Aber . . .“

„Schneide nur! Still, daß man's nicht merkt!“

Der Bauer nahm die Hacke in die Hand, ging langsam zu der Stelle, wo der eine Ringwirbel fest mit dem zweiten verbunden war, schlug ein paarmal mit der Hacke zu und kam zu Foma zurück.

„Ich bin nicht verantwortlich, Euer Gnaden,“ sagte er.

„Habe keine Angst.“

„Sie schwimmen schon,“ flüsterte der Bauer ängstlich und bekreuzte sich eilig. Foma schaute leise lächelnd hin mit einem unheimlichen Gefühl, das ihn scharf und brennend mit einer seltsamen, angenehmen und süßen Furcht am Herzen kitzelte.

Die Menschen auf dem Floß gingen immer noch hin und her, sie bewegten sich langsam, stießen einander, während sie den Damen beim Anziehen halfen, lachten und unterhielten sich. Das Floß drehte sich unterdessen leise und zögernd auf dem Wasser um.

„Wenn es sie auf die Schiffe zu treibt,“ flüsterte der Bauer, „geraten sie gegen die Spitzen und werden kurz und klein geschlagen.“

„Schweig!“

„Sie werden ertrinken.“

„Dann schißt Du ihnen ein Boot hin und holst sie.“

„So ist's recht! Danke. Was sonst? Es sind ja doch Menschen. Man muß das beantworten können.“

Der Bauer stürzte zufrieden und freudig lächelnd in Sprüngen über die Flöße ans Ufer. Und Foma stand über dem Wasser und hätte leidenschaftlich gern etwas hinübergerufen, doch er hielt an sich, da er wünschte, das Floß sollte weiter schwimmen, damit diese betrunkenen Menschen nicht auf die anstößenden Ringwirbel herüberspringen könnten. Er hatte ein angenehmes Gefühl, als er sah, daß das Floß sich leise auf dem Wasser wiegte und sich mit jeder Sekunde weiter entfernte. Zugleich mit den Menschen auf dem Floß schien auch aus seiner Brust all das Schwere und Dunkle fortzuschwimmen, das sie während dieser Zeit erfüllt hatte. Er atmete ruhig die frische Luft ein und mit ihr etwas Gesundes, das seinen Kopf erquickte. Ganz am Rande des forschwimmenden Floßes stand Sascha und wandte Foma den Rücken zu; er blickte auf ihre schöne Gestalt und erinnerte sich unwillkürlich an Medinstafa. Diese war nur kleiner. Die Erinnerung an sie traf ihn wie ein Stich, und er rief mit lauter, spöttischer Stimme:

„He, ihr! Lebt wohl. . . ha—ha—ha!“

Die dunkeln menschlichen Gestalten bewegten sich plötzlich alle zusammen auf ihn zu und blieben in der Mitte des Floßes in einem Haufen stehen. Doch zwischen ihnen und Foma glänzte schon kalt ein Wasserstreifen, der fast eine Saftschale breit war. Das Schweben dauerte einige Sekunden.

Und plötzlich flog ein Wirbelwind von quietfchenden, von tierischer Angst erfüllten, widerlich kläglichem Tönen zu Foma herüber, am höchsten und widerwärtigsten schrillte Swanzew's dünner Schrei:

„Hilfe!“

Jemand, wahrscheinlich der solide Herr mit dem Badenbart, brüllte mit Bassstimme:

„Man ertränkt . . . man ertränkt hier Menschen.“

„Seid Ihr denn Menschen!“ schrie Foma boshaft auf; er war durch die Schreie gereizt, die ihn gleichsam bissen.

In wahnfinniger Angst rannten die Menschen auf dem Floß herum; es wankte unter ihren Füßen, schwamm insollgedessen noch schneller, und man hörte, wie das empörte Wasser plätscherte und aufklatschte. Die Schreie zerrissen die Luft, die Menschen sprangen herum, suchtelten mit den Armen, und nur Saschas schlante Gestalt stand unbeweglich und ruhig am Rande des Floßes.

„Grüßt die Krebshe!“ schrie Foma.

Es wurde ihm immer leichter und fröhlicher zu Mute, in dem Maße, als das Floß sich entfernte.

„Foma Ignatjewitsch!“ rief Lichtitschew mit unsicherer, aber nüchterner Stimme, „warten Sie, das ist eine gefährliche Sache! Ich werde mich beschweren.“

„Wenn Du ertrinkst? Beschwere Dich nur!“ antwortete Foma lustig.

„Du bist ein Mörder!“ rief Swanzew schluchzend aus. Doch jetzt ertönte das laute Plätschern des Wassers, als schreie es vor Angst oder Erstaunen auf. Foma fuhr zusammen und erstarrte. Dann hörte man das betäubende, wilde Heulen der Frauen, die schreierfüllten Rufe der Männer, und alle Gestalten auf dem Floß blieben regungslos stehen. Auch Foma fühlte sich versteinert, als er auf das Wasser blickte. Auf dem Wasser schwamm etwas Schwarzes, von Schaum umwogt, auf ihn zu.

Mehr instinktiv als bewusst warf sich Foma mit der Brust auf die Balken des Floßes und streckte die Arme vor, während sein Kopf auf das Wasser herabhing. Ein paar unglaublich lange Sekunden vergingen. Kalte, nasse Hände umfaßten seinen Hals, und dunkle Augen leuchteten vor ihm auf. Dann begriff er — es war Sascha.

Die stumpfe Angst, die ihn plötzlich ergriffen hatte, verschwand und wurde von wilder Freude abgelöst.

Er faßte Sascha um die Taille, zog sie aus dem Wasser, preßte sie an die Brust und blickte ihr erstaunt in die Augen, ohne zu wissen, was er zu ihr sagen wollte. Sie lächelte ihn freundlich an.

„Mir ist kalt,“ sagte Sascha leise und begann am ganzen Körper zu zittern. Foma lächelte glücklich beim Klange ihrer Stimme, hob sie empor und stürzte fast laufend von den Flößen ans Ufer. Sie war naß und kalt wie ein Fisch, doch

Ihr Atem war heiß, er braunte auf Tomas Wange und erfüllte seine Brust mit wilder Freude.

„Wolltest Du mich ertränken?“ sprach sie und schmiegte sich fest an ihn. „Es ist noch zu früh dazu . . . warte noch . . .“

„Wie gut Du das gemacht hast!“ murmelte Tomsa im Geheer. „Ein Prachtmädel.“

„Nun, auch Du hast Dir die Sache nicht übel ausgedacht, obgleich Du so still aussiehst.“

„Und sie brüllen immer noch, ha ha!“

„Der Teufel hol sie! Wenn sie ertrinken, gehen wir zusammen nach Sibirien . . .“ sagte Sascha, als wollte sie ihn mit diesen Worten kröpfen und ermutigen. Sie zitterte, und das Zittern ihres Körpers, das Tomsa verspürte, trieb ihn an, sein Laufen zu beschleunigen.

Vom Fluß drang Stöhnen und Schreien um Hilfe zu ihnen herüber. Auf dem ruhigen Wasser schwamm dort im Dunkel eine kleine Insel, die sich vom Ufer den Wellen der Hauptströmung näherte, und darauf rannten dunkle menschliche Gestalten herum.

Die Nacht senkte sich auf sie herab.

Neuntes Kapitel.

Eines Sonntags um die Mittagsstunde trank Jaton Tarassowitsch Majatin in seinem Garten Thee und unterhielt sich mit seiner Tochter. Er hatte sich den Hemdstragen aufgekнопft, den Hals mit einem Handtuch umwickelt und saß auf einer Bank im Schatten der Kirschbäume, gestikuliert heftig, indem er sich den Schweiß vom Gesicht wischte, und schüttelte seine schnelle Rede gleichsam in die Luft aus.

„Der Mensch, der dem Bauch die Nacht über sich giebt, ist ein Dummkopf und ein Schuft! Giebt es denn nichts Besseres auf der Welt als Fressen und Trinken? Womit kannst Du Dich vor den Menschen rühmen, wenn Du wie ein Schwein bist?“

Die Augen des Alten glänzten gereizt und böshaft, die Lippen krümmten sich verächtlich, und die Runzeln seines dunkeln Gesichts zitterten.

„Wenn Tomsa mein lieblicher Sohn wäre, hätte ich ihn schon erzogen!“

Djuba spielte mit einem Mazienzweig und hörte schweigend die Worte des Vaters an, indem sie aufmerksam und forschend in sein entrüstetes, zudendes Gesicht blickte. Mit den Jahren veränderte sich, ohne daß sie es merkte, ihr mißtrauisches, kaltes Verhalten dem Alten gegenüber. Sie hörte immer öfter aus seinen Worten dem Sinne nach dasselbe heraus, was auch in den Büchern stand, und dadurch gewann der Vater, denn das Mädchen zog unwillkürlich seine lebendigen Worte den kalten Buchstaben der Bücher vor. Immer in die Geschäfte versenkt, immer mutig und klug, ging er einsam seinen Weg, und sie sah seine Einsamkeit, wußte, wie schwer sie zu tragen war, und ihre Beziehungen zum Vater wurden wärmer. Manchmal begann sie schon mit dem Vater zu disputieren; er nahm ihre Einwände stets geringschätzig und spöttisch auf, wurde aber von einem zum andern Mal aufmerksamer und sanfter.

„Wenn der verstorbene Ignat in der Zeitung von dem standalösen Leben seines Sohnes lesen könnte — hätte er Tomsa schon längst totgeschlagen!“ sagte Majatin und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Wie sie das beschrieben haben! Es ist eine Schande!“

„Er hat's verdient!“ sagte Djubowj.

„Ich sage nicht, daß es ohne Grund ist! Man hat ihn beschimpft, wie er es verdient hat . . . Wer hat sich denn so über ihn erbost?“

„Ist Ihnen das nicht gleichgültig?“ fragte das Mädchen.

„Es ist interessant . . . Der Schelm hat Tomsas Betragen sehr lebendig geschildert . . . Er war wohl selbst mit dabei und war Zeuge des Skandals.“

„Nein, er würde nicht mit Tomsa verkehren,“ sagte Djubowj überzeugt und errötete tief bei dem forschenden Blick des Vaters.

„So ist's also! Du hast nette Bekanntschaften, Djuba,“ sagte Majatin mit giftigem Humor. „Nun, wer hat das geschrieben?“

„Wozu brauchen Sie das zu wissen, Vater?“

„Sag's mir!“

Sie wollte es nicht sagen, doch der Vater bestand darauf, und seine Stimme wurde immer trockener und zorniger. Da fragte sie ihn unruhig:

„Werden Sie ihm nichts thun?“

(Fortsetzung folgt.)

Reisegefährten.

Von Elisabeth Kuhlentjerna.

Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt das Armenhaus, ein großes, langweiliges, weißgestrichenes Gebäude mit eisernen Reihen von Fenstern und einer trostlosen, nichtsagenden Aussicht auf Brachfelder und eine lange, gerade Chaussee. In den großen Zimmern herrschte die beste Ordnung, in den Schlafzimmern standen die armen eisernen Betten symmetrisch in einer Reihe mit Baumwolldecken und groben Laten. Nur ein kleiner Schrank trennte sie von einander.

In der Eßstube lagen die Holzlöffel an jedem Teller. Man wollte gleich zu Abend essen. Milde, unsichere Schritte ließen sich auf der Schwelle vernehmen; es kamen: alte Menschen, die nach der schweren Arbeit eines langen Lebens ihr letztes Heim im Armenhaus gefunden hatten.

Im Krankenzimmer lagen zwei Patienten. Der eine Patient war ein junges Mädchen, das im letzten Stadium der Auszehrung lag. Ihre Augen hatten den wunderbar klaren und hellen Blick, der mit jugendlichem Eifer an aller Not und Sorge vorüberblickt, um die Fata Morgana der Hoffnung aufzusuchen.

Der andre Patient war ein altes Weib, unter der Bürde der Arbeit gebeugt und gebrochen und ein bißchen verrückt; wenigstens meinten das die andren Leute im Armenhaus.

Nun trug man ihnen das Abendessen herein, doch keiner wollte essen.

„Nur mein Brot!“ verlangte das alte Mütterchen. Die Pflegerin gab es ihr mit mitleidigem Lächeln; dann ging sie.

„Liebe Grete,“ sagte das junge Mädchen freundlich, „wozu brauchst Du so viel Brot? Du kannst es ja selber gar nicht essen.“

„Ja, das will ich Dir sagen, Hamchen, da sind welche, die kommen mit dem Essen nicht aus, und denen verkaufe ich das Brot. Ich habe jetzt bloß den einen Verdienst, seit die Finger so steif und krumm geworden sind und mir die Augen thranen.“

Hanne sah die Nachbarin neugierig an; sie kannten sich erst wenig, denn Hanne lag erst einige Tage hier und war außerdem schon und verschlossen.

„Aber Grete, Du willst doch nicht etwa sparen?“

„Ja, siehst Du, Hanne, ich muß doch ein neues schwarzes Kleid haben, wenn ich nach Amerika reise!“

„So weit willst Du fortfahren?“

Hannes fröhliche, hoffnungsvolle Augen schauten träumerisch auf die einfarbige, graue Wand, auf der das weiße Papier der Hausordnung eine traurige Abwechslung bildete. „Dahin will ich auch zum Frühjahr reisen, wenn ich erst wieder gesund bin. Vielleicht reisen wir dann zusammen.“

Sie stützte sich auf den Ellbogen.

Grete that dasselbe. Hanne war ein gutes Mädchen; sie machte sich über die arme Alte nicht lustig, nannte sie auch nicht verrückt, wie es die andren thaten.

„Das ist nicht unmöglich. Ich habe meinen Sohn Andres, weißt Du, und der ist „Mister“. Klingt das nicht schön? Ich will Dir nur sagen, es giebt keinen bessern Mister auf der ganzen Welt. Im vorigen Jahr schrieb er mir und sagte, er würde mir ein Billet zum Frühjahr schicken und dann sollte ich herüberkommen und bei ihnen wohnen und es sehr gut haben. Er ist verheiratet, und seine Frau heißt Marty, das ist ein sonderbarer Name. Aber man braucht bloß an Meer zu denken, dann ist es gar nicht schwer zu merken.“

„Aber hast Du denn gar keine Angst, so weit fortzufahren?“

„Zu bewahren, ich soll ja zu Andres und meinen Entelkindern. Gott, wie ich mich danach sehne, daß sie mich Großmutter nennen sollen, und mich bitten sollen, ich möchte ihnen von Schweden erzählen, wo ihr Vater geboren ist.“

Grete fiel matt in die Kissen. Sie hatte sich müde geschwächt, und die schwachen Atemzüge gingen pfeifend und angestrengt.

Der Schnee schmolz auf dem Felde, und die Sonne schien klar und warm auf die Bäume bis der Winterfrost auftaute und junges, knospendes Leben hervorbrach.

Der Wind blies auf die leichten, weißen Wolken und jagte sie nach allen Seiten. Der Himmel wurde rein und blau, denn der Frühling stand ja vor der Thür.

„Ich glaube, das Frühjahr ist schon da,“ sagte Grete eines Tages. „Es ist noch zu zeitig, noch kann ich nicht reisen; ich habe auch erst drei Kronen beisammen. Ob das wohl zu einem Kleide reicht, Hanne?“

„Ja, das glaube ich wohl,“ sagte Hanne nachdenklich. „Aber Grete wird doch nicht von mir fortreisen? In einer Woche — hat der Doktor versprochen — kann ich vielleicht aufstehen. Ich sehne mich ja so danach, in den Sonnenschein zu gehen und einmal ordentlich durchgewärmt zu werden.“

Die Pflegerin kam herein mit einem dicken Brief für Grete.

Er war von Andres. Die Hände der alten Frau zitterten und sie vermochte kaum das Couvert zu erbrehen.

Da lag ein Billet drin. Sie streichelte es, als wäre es ein lebender Mensch, legte es vor sich auf die Decke, hielt es gegen das Licht und steckte es darauf wieder ins Couvert.

Andres' Brief war nicht lang, aber es lag Herzlichkeit und Wärme in seinen Worten; auch Grüße standen da: von ihm, von Marty und den Kindern. Dann war auch ein Bild der ganzen

Familie dabei, und die alte Grete küßte dieses Bild, die biden Wangen des kleinen Andres küßte sie zweimal und seinen Vater noch öfter.

In der folgenden Nacht konnte keine der beiden armen Kranken ein Auge schließen. Sie hatten ja einen so schönen ereignisreichen Tag verlebt. Sie lagen nun da und lauschten, wie es vom Dach tropfte, tick tick, tick tick.

Zuletzt flüsterte Hanne in fieberhaftem Eifer:

„Ich glaube, wir können nicht zusammen reisen. Mir ist so schlecht, daß ich noch warten muß.“

„Du sollst sehen, das wird schon besser, liebes Hännchen,“ tröstete Grete freundlich. „Ich kann jetzt auch nicht den Kopf aufrecht halten, aber warte nur: Morgen geht es sicher, wenn ich erst wieder meine Kinder und das Willet ansehen kann.“ Der Morgen graute, und Grete lieferte der Pflegerin mit feierlichem Ernste ihr Spargeld ab.

„Wollen Sie so freundlich sein und dafür sorgen, daß ich ein recht schönes Kleid für das Geld bekomme,“ sagte sie eindringlich.

„Was will Sie denn damit?“ fragte die Schwester gleichgültig. „Ich will es haben, wenn ich zu Mister Andres nach Amerika reife; hier ist das Willet!“

Die Pflegerin lachte und murmelte etwas, das die Kranke nicht hören konnte; und das war gut, denn so ein Wort kann töten.

Es war quälend und ungesund in dem kleinen Krankenzimmer. Der Doktor sah es mit jedem Tage klarer, daß bald für andre Patienten Platz werden würde. Doch bei den beiden, die verurteilt waren, die Welt zu verlassen, blühte noch die Hoffnung. Mit freudigem Mut entwarfen sie Pläne für die Reise, die lange Reise über den Ocean, und lebten in ihren Illusionen reicher und glücklicher, als sie es in der Wirklichkeit je gewesen waren.

Jetzt stand es fest, sie wollten auf einander warten und zusammen reisen, doch die alte Grete hielt nicht Wort. Sie reiste zuerst, zwar nicht nach dem großen Land im Westen, sondern in das stumme, rätselhafte Land des Todes. Sie reiste eines Abends in dem Augenblick, da die Sonne unterging und sie den großen Andres und den kleinen Andres zur „Guten Nacht“ geküßt hatte.

Hanne verlor nun mit einem Mal den hellen Glanz in den Augen, der sie so verschönt hatte, doch statt dessen schlummerte jetzt in ihnen eine stumme, geduldige Bitte.

Zwei Tage später war auch sie zu der großen Reise bereit.

Zwei armelige, schmutzige Särge wurden an demselben Tage in zwei schnell vergessene Gräber auf dem sogenannten Armen-Kirchhofe herabgelassen.

Und die Vögelin sangen vom Frühling und neuen Leben, und die Bäume grüntem und das Gras wuchs immer dichter.

Andre Leute zogen in das Krankenzimmer. Das Leben ging seinen Gang mit demselben Streben, derselben Sehnsucht, derselben Unruhe wie immer, doch niemand dachte mehr an die alte Grete und die kleine Hanne, die zusammen in das große, unbekannte Land gereist waren. —

Kleines Feuilleton.

1. Ein rätselhafter Körperteil des Pferdes ist von dem Zoologen Weddard auf seine Entstehung genauer untersucht worden. Es sind die eigentümlichen rauhen Schwiele an den Vorderbeinen ein wenig oberhalb des Fesselgelenks, die in deutscher Sprache gewöhnlich als Mutterbänder, in der englischen als Kastanien bezeichnet werden. Die Naturforschung hat es sich abgewöhnt, bei derartigen Bildungen nach dem Zweck zu fragen, aber sie will ihre Entwicklung kennen lernen. Weddard macht nun darauf aufmerksam, daß sich bei vielen Säugetieren, die ihre vorderen Glieder zu Greif- oder Kletterorganen oder überhaupt noch zu andern Zwecken, als denen der Fortbewegung benutzen, ein Büschel langer Haare auf dem Handgelenk findet. Der Zoologe hat eine große Zahl von Säugetieren daraufhin untersucht und diese sonderbaren Haarbüschel bei vielen Gattungen aus den Ordnungen der Beuteltiere, Ragetiere, Fleischfresser und Halbaffen gefunden; bei manchen Tieren waren sie schon durch frühere Beobachter bemerkt worden. Sie fehlen bei den Huftieren mit Ausnahme des Klippdaches, einer Tierform, die zugestandenemmaßen einen besonders altertümlichen Typus dieser Gruppe darstellt. Gewöhnlich, aber nicht immer, endet ein dicker kurzer Zweig des Radialnerven an der Hautstelle, die jene Haarbüschel trägt. Diese sind ähnlich denen, die am Kopf derselben Säugetiere zu finden sind, z. B. den Schmirbartaaren der Ratte. Weddard hat sich nun gefragt, warum diese so weit verbreitete Eigentümlichkeit bei den Huftieren mit Ausnahme jener einen altertümlichen Gattung gänzlich fehlen sollte, und glaubt eben festgestellt zu haben, daß die sogenannten Mutterbänder oder Kastanien des Pferdes nichts andres sind als ein umgewandeltes Ueberbleibsel jenes Körpermerkmals. Auf den ersten Blick mag wenig Ähnlichkeit zwischen der harten Schwiele an den Vorderbeinen der Pferde und Esel und jenen Haarbüscheln bei den andern Säugetieren bestehen, aber die Art der Ausbildung, die Weddard bei einem Girteltier, dem behaarten Kurzfuß (*Dasyopus villosus*), gefunden hat, erleichtert den Vergleich. Bei diesem Tier ist das Haarbüschel am Handgelenk vorhanden, aber es besteht nicht mehr aus etwa sechs dicht zusammenstehenden Haaren wie gewöhnlich bei den andern Tieren, sondern die Haare sind nicht viel größer als auf der übrigen Hautfläche, sie sind auch zahlreicher und über einen größeren Fleck verbreitet. Die wichtigste

Eigentümlichkeit besteht aber darin, daß der fragliche Hautfleck, der das Haarbüschel trägt, verdickt ist. Wenn die Verhornung der Haut noch weiter fortgeschritten, so läßt sich denken, daß die Haare an dieser Stelle überhaupt verschwinden, und es würde eben das entstehen, was wohl schon jedem, auch wenn er nicht eingehender mit dem Körper eines Pferdes vertraut worden ist, an dessen Vorderbeinen aufgefallen ist. Weddard hat nun aber außerdem noch eine andre Uebergangsform bei einem Halbaffen gefunden, der wirklich am Handgelenk eine Haarbüschel besitzt, neben der ein Haarbüschel vorhanden ist. Wird das letztere ganz fortgedacht, so bleibt nur das Mutterband des Pferdes übrig. Diese Erklärung der körperlichen Eigentümlichkeit des Pferdes, über die schon viel geschrieben und gesprochen worden ist, hat eine große Wahrscheinlichkeit für sich, zumal die Mutterbänder oder Kastanien genau an derselben Stelle des Pferdefußes zu finden sind, wie jene Haarbüschel bei den andern Säugetieren. —

Musik.

„Dranzen im Walde“ bei Kroll fängt es nun immer gespenstischer zu spuken an. In den sogenannten „Strauß“, „Konzerten des Berliner Tonkünstler-Orchesters“, der eigentlichen Pflegestätte der gegenwärtigen Musikproduktion, gab es am letzten Montag so eine Art Gegenabbat von allem erdentlichen modernen Zauberzeug, bei dem die Dissonanzen und Witzöne und Bizarrerien einander nur so jagten. Man mag über das Einzelne noch so ungünstig urteilen: ein Verdienst ist es immer, und einmal die Thatsachen jener Produktion vorzuführen.

Es hat Interesse, über die einzelnen Werke in der Reihenfolge ihrer Vorführung zu berichten. Als erster kam der Züngelste der Musgewählten daran, Leo Blech, geb. 1871 in Aachen, derzeit in Prag lebend. Bisher wußte man von ihm in weiteren Kreisen wohl nur durch Auführungen seiner sinfonischen Dichtung „Die Rösche“ in Frankfurt a. M. sowie in Dresden und seines Chorwerkes „Sommernacht“ in Würzburg. Diesmal kam eine die Formgattung eines „Schiffersliedes“ oder „Valkengesanges“ einhaltende oder auch überschreitende — Barcarole „Trost in der Natur“ zur Aufführung. In der Hauptsache handelt es sich um eine Nebeneinanderstellung freudiger Melodien der Streicher und äppiger Figuren der Bläser, die etwa Naturscenen wie sprudelnde Wasserfälle oder dergleichen zu charakterisieren haben. Das fast völlige Ausbleiben eines Weifalls war doch wohl eine Mißhandlung dieses zwar nicht bedeutenden, aber jedenfalls hörenswerten Stückes. Etwas mehr Erfolg hatte ein Bruchstück von dem in Berlin wirkenden Komponisten und Musikkritiker Paul Ertel (geb. 1865 zu Posen), dessen sich bereits einigemal unsre Philharmoniker angenommen haben. Einer Sinfonie „Harald“ war die „II. Abteilung (Liebeszene)“ entnommen worden. Mit solchen Herausreizungen ist nun einmal nichts Rechtes anzufangen, am wenigsten dann, wenn eine Situation, wie hier die einer „Liebeszene“, in einer Weise vertont ist, daß man fortwährend fragen muß, wieso das gerade eine „Liebeszene“ sei. Das eine konnte man allerdings ersehen, daß der Komponist die Kunst des vielstimmigen Sakes geschickt beherrscht und mit der klangreichen Fülle seiner instrumentierten Stimmen einen sozusagen herausgehenden Eindruck erreicht. Von einigen thematischen Erinnerungen an Bekanntes ist das Werk nicht freizusprechen; sie kommen insbesondere aus der Gegend her, in welcher das Gebiet Mendelssohns in das Wagners übergeht.

Wohl nur der Solistenleistung halber fand das nächste Stück einen größeren und zwar steigenden Weifall, dem sich jedoch beim zweiten Hervortreten des Komponisten ein schlufgebietendes Zischen gesellte. Das Werk wirkt denn auch gar zu herausfordernd. Dr. Otto Reizel, geb. 1852 zu Fallenburg in Pommern, als Pianist, Dirigent und Konservatoriumslehrer viel herum- und als Opernkompunist nicht durchgekommen, derzeit Musikreferent der „Kölnischen“, hat mit seinem Klavierkonzert op. 26 wohl das Bizarrste und zum Teil Mißtönendste gegeben, was uns bisher untergekommen. Den eigensartigen Theorielopf, der daraus spricht, wird am ehesten der anerkennen können, der es einmal unternehmen wird, ein ausführliches Lehrbuch der Rhythmik und Metrik zu schreiben, und der dazu nicht bald wo passendere Beispiele finden wird, als in jenem Stück. Der Komponist spielte selber; seine kühle Ruhe dort, die sich vor Verzweiflung oder Spott hin und her krummenden Kritiker hier — das war jedenfalls ein interessanter Anblick. Nachher kam eine gelungene Parodie auf das Reizelsche Stück. Doch nein: so hatte es unser Singakademie-Direktor Georg Schumann (geboren 1866 zu Königstein in Sachsen) nicht gemeint, als er seine Variationen und Doppelfuge über ein lustiges Thema schrieb und dirigierte und von sehr lebhaftem Weifall begrüßt fand. Das Thema ist von dem III-Charakter, den auch unsre Klassiker zuweilen für ihre Variationen liebten, das Ganze ein Stück Humor, wie er uns immerhalb der gegenwärtigen oft recht griesgrämigen Musik recht sehr wohlthut. Die Veränderungen — im ganzen ungefähr zehn — wissen jedoch aus ihrem Urbild sehr Mannigfaltiges herauszuschlagen: so die sechste (nach meiner flüchtigen Zählung) eine Art Trauermusik, die siebente ein ganz besonders übermütiges Tollwerk, die achte einen idyllischen Gegensatz dazu.

Die sozusagen prometheisch angelegte sinfonische Dichtung „Prometheus“ von Liszt nahm sich nach all dem beinahe zahm aus. Und wenn sich jemand tags darauf bei den Philharmonikern von all dem durch das Anhören von Beethoven und Schubert erholte, so wird man's ihm nicht gut verdenken können. Herr Konzertmeister Anton Witel freilich, der das erste Violinkonzert spielte, ist ein

Doppelgenius. Er hat etwas von Joachim und etwas von Sarasate: von jenem die Trockenheit, von diesem die Ausdruckslosigkeit. —

Kunst.

— Von der Berliner Seceffion. Der erwartete Krach ist eingetreten. Folgende Erklärung ist uns mit der Bitte um Veröffentlichung zugegangen:

Ueber die innerhalb der Berliner Seceffion entstandenen Differenzen, die zum Austritt der unterzeichneten Mitglieder geführt haben, sind ohne unser Zutun Mitteilungen in die Presse gelangt. Aus diesem Grunde erscheint eine öffentliche Klarlegung der Angelegenheit geboten.

Die Berliner Seceffion hat, nach unserer Ansicht, das nicht erfüllt, was von ihr erwartet wurde und was in der Vorrede des Kataloges der ersten Ausstellung in Aussicht gestellt war. Sie ist nicht eine Stätte geworden, an der sich jede Richtung der Kunst gleichmäßig aussprechen konnte. Sie hat durch zu starke Betonung einer Kunstbestimmten Richtung und durch übermäßiges Heranziehen des Auslandes nicht genügend die Interessen ihrer ordentlichen Mitglieder und der deutschen Kunst gefördert.

Ein weiterer Beschwerdepunkt ist die Stellung des Geschäftsführers. Nachdem diesem durch einen ungünstigen Beschluß des Vorstandes, mit der beratenden Mitwirkung an der Jury ein indirekter Einfluß auf die Auswahl der Kunstwerke eingeräumt worden ist, erscheint es bedenklich, daß der Inhaber eines kapitalkräftigen Kunstsalons zugleich Geschäftsführer der Seceffion ist, deren Interesse mit dem des Kunsthändlers kollidieren kann. Es muß insbesondere befürchtet werden, daß der Geschäftsführer, ohne es zu wollen, auch in der Seceffion derjenigen Kunstrichtung eine besondere Förderung zu teil werden läßt, die er in seinem Salon vorzugsweise pflegt.

Die letzten Ausstellungen der Seceffion, ebenso wie die in der Januar-Hauptversammlung vorgenommene Wahl des Vorstandes und der Erghämmer, die eventuell als Jury fungieren, haben eine derartige Verschiedenheit der künstlerischen Grundsätze ergeben, daß ein weiteres Zusammenarbeiten aussichtslos erscheint.

Aus ähnlichen Gründen sind seit Gründung der Berliner Seceffion bereits achtzehn Mitglieder, von denen der größere Teil uns künstlerisch nahe steht, ausgetreten.

Willi Döring, Otto H. Engel, Oskar Frenzel, Victor Freundemann, Richard Frieje, Hermann Hendrich, Paul Hoening, Felix Krause, Karl Langhammer, Hugo Lederer, Franz Lippisch, Hans Looschen, Martin Schauf, Max Schlichting, Max Uth, Julie Wolf-Thorn.

Kulturgegeschichtliches.

— Eine Gesundbeterei aus dem 16. Jahrhundert. Der Berliner „Volks-Zeitung“ wird geschrieben: Die kranklichen Chronisten wissen von einem sonderbaren Fall einer Krankheitsheilung zu erzählen, die sich im Jahre 1536 zugetragen haben soll. Damals lebte in Lebnis eine Dienstmagd Gertrud Fischer, die alle Geldmünzen, die sie in die Finger bekam, in den Mund steckte und verschluckte; ja man wollte sogar wissen, daß dem Mädchen aus der Luft, aus Wänden und Mauern Geldstücke ausflogen, die sie dann verpeiste. Die Angelegenheit lag für die Kerle jener Zeit ebenso klar wie für die Geistlichen: der leibhaftige Satanas steckte hinter der Sache, hatte eine Liebchaft mit der Dienstmagd angeknüpft und suchte unnatürliche Begierden in ihr hervorzurufen. Die katholischen Priester ließen einen würdigen Vorgänger des Paters Aurelian von Beming, einen Teufelsbannern kommen, aber alles Beschwören und Pannen wollte nichts helfen, sogar das Baden der Kranken in Weihwasser erwies sich als nutzlos. Das „sensationelle“ Vorkommnis bewirkte, daß die Patientin nach Frankfurt a. O. gebracht wurde, allwo der weise Magistrat verfügte, daß die Magd unter strenge Bewachung gestellt würde und die Geistlichen versuchen sollten, durch fleißiges Beten mit der Kranken dieser Hilfe zu bringen. Aber so viele Gebete auch gesprochen wurden, Beeleben ließ sich nicht stören und Gertrud Fischer schluckte ihre Geldstücke weiter. Darob allgemeines Schütteln des Kopfes. Da die katholischen Gebete der Kranken nicht die Gesundheit wieder verschafften, so versuchte man es nunmehr mit lutherischen. Es wird sogar behauptet, der evangelische Prediger Ebert in Frankfurt a. O. habe sich an Luther gewandt und von ihm die Weisung erhalten, eine „Zurbitte“ der ganzen Gemeinde zu veranstalten. Jedenfalls wählte der Pastor dieses Mittel; dieses Mal war es erfolgreich und man betete schließlich die Patientin gesund. Sie soll dann noch jahrelang in Frankfurt a. O. als Dienstmagd thätig gewesen und als große Sebenswürdigkeit angestaut worden sein. Offenbar hatte man es mit einer sehr geschickten Tischenpielerin zu thun, die sich in origineller Weise eine Sporbühne anlegte und recht wacker über die Gesundbeterei gelacht haben mag. Vielleicht hätte sie noch mehr gelacht, wenn sie gewußt haben würde, daß nahezu vier Jahrhunderte später der Schwindel auf diesem Gebiete noch die größten Triumphe feiern könnte. —

Physikalisches.

en. Die Größe eines Wassertropfens. Nach der Anschauung der heutigen Physik und Chemie ist jeder Stoff aus kleinsten Teilchen zusammengesetzt, die man im allgemeinen bei den Grundstoffen als Atome, bei den Verbindungen als Moleküle be-

zeichnet. Nach diesem Gesichtspunkte betrachtet enthält ein Wassertropfen schon eine ungeheure Zahl von Wasserteilchen. Lord Kelvin, der große Physiker, hat darüber einmal eine anschauliche Rechnung aufgestellt. Wenn ein einziger Wassertropfen unter einem Vergrößerungsglas so stark vergrößert werden könnte, daß er die Ausdehnung der Erdoberfläche einnähme, so würde die ihn zusammensetzende Moleküle doch nur in der Größe von kleinen Billardkugeln erscheinen. Professor Helmholtz, der neulich einen fesselnden Vortrag über „Das Fließen des Wassers“ hielt, führte diesen Gedanken etwas weiter durch. Er wies darauf hin, daß es eine Million von Jahren dauern würde, wollte man ein Glas Wasser Teilchen für Teilchen entleeren. Nach der sogenannten Stromlinien-Theorie ist es möglich geworden, die Lage der Wasserteilchen zu einander und ihre Bewegungen zu erkennen und so in das Geheimnis des Wasserflusses einzudringen. Auf diese Erkenntnis war die Lösung der im Wasserdruck enthaltenen Rätsel und die Ausnutzung dieser Kraft möglich, und damit hängen noch viele andre wissenschaftliche und praktische Fragen zusammen: die Wirkungen von Ebbe und Flut, das Ragen der Fluß- und Meereswellen an den Ufern, das Versanden der Flüsse und Häfen und auch das Steuern der Schiffe und die Ausnutzung der Wasserfälle für die Industrie. —

Technisches.

u. Transparente Photographien. Die Amateure Photographie ist jetzt so entwickelt, daß eine große Zahl von Amateurs Photographien liefert, die in Bezug auf Schönheit und vollendete Herstellung durchaus nicht hinter den Leistungen der Berufsfotographen zurückstehen. Es ist hiernach durchaus begreiflich, wenn die Liebhaberphotographen immer neues ausfindig zu machen bestrebt sind, um das Gebiet, auf dem sich ihre Amisfertigkeit betätigen kann, immer weiter auszudehnen. Deshalb geben sich viele von ihnen auch Mühe, transparente Photographien zu machen, und dies ist in der That viel einfacher, als es zu sein scheint, und jedenfalls viel einfacher, als viele andre Manipulationen, die zu Zwecken der Haltbarkeit, des schönen Aussehens und anderer Vorzüge der Photographien vorgenommen werden müssen. Zunächst werden, um transparente Photographien zu erzielen, die Negative in der gewöhnlichen Weise hergestellt, und auch die Kopien, die transparent sein sollen, werden in der üblichen Weise hergestellt und fixiert. Sind diese Kopien nun getrocknet, so werden sie nochmals in ein Bad gelegt, welches auf folgende Weise hergestellt ist: Man nimmt 40 Gramm Paraffin und erwärmt es; dazu, noch während das Paraffin warm ist, giebt man 10 Kubikcentimeter Leinöl und erwärmt die Mischung so lange weiter, bis beide Bestandteile sich gut mit einander gemischt haben. Dort hinein also steckt man die Photographie auf kurze Zeit und trocknet sie dann zwischen zwei Bogen Filzpapier unter Druck, damit die überschüssige Flüssigkeit entfernt wird. Sind die so behandelten Kopien dann getrocknet, so sind sie schön transparent; man kann sie dann noch auf Glas kleben, ohne daß sie ihre Transparenz verlieren. Als Klebstoffsubstanz verwendet man hierzu zweckmäßig eine Mischung, welche aus 100 Kubikcentimetern Syndeton und 26 Gramm Zucker zusammengesetzt wird. —

Notizen.

- Hedwig Pauly vom Schiller-Theater ist für das Deutsche Theater engagiert worden. —
- „Mutter Anne“, Max Möllers neues Drama, wird gegen Otern mit Rosa Poppe in der Titelrolle erstmalig im Schauspielhaus in Szene gehen. —
- Georg Engels Stück „Ueber den Wassern“ wird am 22. Februar im Lessing-Theater aufgeführt werden. —
- Im „Trianon-Theater“ geht am 15. Februar „Coralie u. Co.“ in Scene. —
- Hans Brenner's kleine Komödie „Die indische Anne“ ist von der Censurbehörde zur Aufführung am Alexanderplatz-Drehtl freigegeben worden. —
- Drei Einakter von Julius Gans-Ludassh „Mädchenliebe“, „Frauentreue“ und „Mutterherz“ sind vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg zur Aufführung erworben worden. —
- Mascagni arbeitet gegenwärtig an einer neuen Oper „Marie Antoinette“. —
- Anton Rückaus Oper „Die Rosenthalerin“ hatte bei der Erstaufführung im Neuen deutschen Theater zu Prag einen schönen Erfolg. —
- Die ägyptische Abteilung des Museums hat die Warmorfigur eines liegenden Widder's erworben. Die Skulptur stammt aus der Dase Siva, wo sich das Orakel des widderköpfigen Ammon befand. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. Februar.